

Aufbruch und Skepsis -Visionen für das neue Jahrtausend. Signale geschichtlicher Ereignisse

Ich will erzählen, wie ich einige Ereignisse meines Jahrhunderts schlaglichtartig wahrgenommen habe. Das nenne ich Spots, wie jene Kurzfilme im Fernsehen, die unsere Neugier wecken, ohne wirklich zu informieren. Habe ich, und haben wir das »Jahrhundert der Extreme«, wie es Eric Hobsbawm nennt, bewußt miterlebt, oder waren wir bewußtlos und blinde Zeugen der Zeit? Ich glaube, daß der Einzelne – zumindest in Europa – mitunter die Möglichkeit hatte, jene Ereignisse wahrzunehmen, deren Zeuge oder Opfer er war. Und ich bin dafür, auch das neue Jahrhundert aufmerksam und scharf zu beobachten. Historikern bleibt die Aufgabe, unsere Fehler zu korrigieren und die Lücken zu schließen.

Ich spreche von »meinem« Jahrhundert, da mein Leben fast genau das »Kurze zwanzigste Jahrhundert« umfaßt, das beim Historiker Hobsbawm 1914 mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs beginnt und 1989 mit dem Ende des Kalten Krieges endet. Ich bin 1916 geboren, gezeugt ein Jahr nach Beginn des Weltkriegs, als mein Vater, der als Delegierter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz an der österreichischen Karpathenfront Dienst tat, den Weihnachtsurlaub 1915 bei seiner Familie im Schloß Novikloster in der Südsteiermark (später Slowenien) verbrachte.

Besondere Umstände hatten zur Folge, daß ich das Ende des »kurzen« Jahrhunderts lebend erreicht habe, und überdauerte. Vor Jahren habe ich geschrieben: »Wenn es an jenem Vormittag in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der schönen Hafenstadt Triest nicht geregnet hätte, wäre alles anders gekommen. Ich wäre nie geboren worden, oder geboren und später in Auschwitz vergast, oder ein alternder Handelsangestellter in Bronx, Buchhalter bei der Shell in Buenos Aires, Schafhirte in Galiläa-Isreal. Oder sonst ein jüdisches Schicksal. Es regnete aber und mein Großvater, damals noch ein junger Mann [...]« sah, daß die Jutesäcke mit Kaffee auf dem Weg vom Hafen zum Bahnhof vom Triestiner Regen durchnäßt wurden. Es gelang ihm, den Transport so zu organisieren, daß der brasilianische Kaffee aus den Schiffen im Hafen trocken in die Waggons der Südbahn verfrachtet wurde. Nach wenigen Jahren beherrschte seine Transportfirma den gesamten Kaffeeimport der k. k. Monarchie, und er wurde so reich, daß er sich weiteren Unternehmungen widmen konnte. Als kluger Kaufmann fand er, daß seine Söhne den vernünftigen Nationen angehören sollten, die wie gute Geschäftsleute ihre Interessen zu wahren wußten. Sein älterer Sohn, mein Onkel, wurde in eine teure Public School nach England

verfrachtet und zum Briten gemacht, mein Vater kam nach Genf in das vornehme Knabeninstitut *Mon Repos* und wurde gerade noch im letzten Jahr des alten Jahrhunderts gegen Zahlung von fünfhundert Schweizer Franken ins Bürgerrecht eines Tessiner Dorfes aufgenommen, und damit Schweizer Bürger.

78

Der Schweizer Paß war meine wichtigste Überlebenshilfe. Die weitere Ausstattung kam vom Geld beider Großväter, von dem nach dem Ersten Weltkrieg noch so viel übrig blieb, daß die Familie ihren konservativen Lebensstil in *splendid isolation* ohne eine Abhängigkeit von Institutionen und ohne Bindung an die jüdische Tradition beibehalten konnte. Ich übernahm das liberale Weltbild von Großbürgern des 19. Jahrhunderts, lernte die Weltsprachen deutsch, französisch, englisch und italienisch – während man auf die »rückständigen« slawischen Sprachen verzichtete. Ich las Zeitungen, die man abonniert hatte, die *Wiener Neue Freie Presse* (solange es sie noch gab), die *Neue Zürcher Zeitung*, das *Journal de Genève*, und gelegentlich *Le Figaro*, die *London Times* und den *Piccolo Triestino*. Mit dem Gymnasium und der Bibliothek meiner Eltern konnte ich mir mühelos das Wissen erwerben, das nötig ist, um die Lügen der Politiker zu durchschauen.

Manchmal kam ich zu sonderbaren Einsichten. Mit sechzehn empfand ich bereits Abscheu vor dem Nationalsozialismus. Als ich zwei Jahre später die Schriften von Theodor Herzl las, dachte ich: »Den Juden ist es doch schon immer so schlecht ergangen. Jetzt geschieht ihnen noch ein weiteres Unglück. Sie müssen national werden.« Das hat mich vor einer blinden Begeisterung für den Zionismus bewahrt, aber lange an der irrigen Meinung festhalten lassen, daß es nach der Niederlage der Nazis mit allen nationalistischen Ideologien ein Ende haben würde. Ich bezeichnete mich mit 21 längst als Sozialisten, als ich auch diese Vorhersage aufgab. Die Sowjetunion bzw. Stalin hatte den Abwehrkampf gegen den Überfall der Hitlerarmeen zum »Grossen Vaterländischen Krieg« erklärt.

Nein, weise bin ich bei all' den deutlichen Signalen nicht geworden. Als sich Vertreter der christlichen Religionen, allen voran Papst Pius XII, mit den unmenschlichen Regimen kompromittiert hatten, meinte ich, daß die Kirchen »danach« nie mehr eine politische Rolle spielen würden; heute sehe ich, daß sie wichtiger sind als zuvor.

Ein Signal hat mich frühzeitig erreicht; ich nenne den Spot »Fliegerbomben«.

Ich war drei, da hob man mich ans Fenster und zeigte mir dunkle Punkte am Himmel. Das sonst stille Land dröhnte.

»Das ist der italienische Dichter Gabriele d'Annunzio mit seinen Flugzeugen.«

»Sie fliegen nach Fiume. Er wird dort Krieg machen. Damit die Stadt italienisch bleibt.«

Mit sechs konnte ich von allein über den hohen Fenstersims hinausschauen, auf einen Hügel mit Obstbäumen. Auf der nächsten Hügelkette, die man von da aus nicht sehen konnte, stand das Haus des Bauern Robnik. Ein Blitz hatte dort eingeschlagen, der Himmel war blutrot, Flammen und Funken bis in die Wolken, und schwarzer Rauch. Geschrei. »Die Kühe und Schweine des Robnik sind verbrannt«, hieß es, »der Bauer, seine Frau und fünf Kinder konnten fliehen. Sie haben kein Haus mehr«. »Feuer, Tod und Flucht gibt es, wo oben die Flieger dröhnen«, dachte ich.

79

Ich war neunzehn und schaute nicht mehr aus dem Fenster unseres Kinderzimmers. Ich war Medizinstudent in Graz und hörte Radio: »Deutsch bleibt die Saar.« Diesmal war es kein Dichter. Im Studentenclub waren die anderen noch nicht da. Auf der ersten Seite einer Zeitung ein Photo, eine weite Wiese mit Kampfflugzeugen in endlosen Reihen. Darunter stand »Rüstet Deutschland auf?« Mit einem Fragezeichen.

Als die anderen Studenten kamen, sagte ich: »Fliegerbomben werden Häuser in Brand setzen, Menschen werden fliehen, getötet und verwundet werden. Ich werde mich auf die Chirurgie konzentrieren. Das werden wir brauchen.«

Tatsächlich gingen wir – sechs junge Ärzte und eine Laborantin – im Herbst 1944 aus der Schweiz als Chirurgische Mission zur Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee; den Transport besorgten die Alliierten.

Einen anderen Spot nenne ich: »*Mein Kampf* rechtzeitig lesen.«

Mit sechzehn Jahren wurde ich Antifaschist – und bin ein solcher geblieben. Wer weiß, ob es so gekommen wäre, wenn im Jahr 1932 nicht Heinz Bielschowski als Sommergast zu uns gekommen wäre.

Das Schicksalshafte des Signals setzt früher ein, mit einer Augenkrankheit, die bei Juden »gehäuft« vorkommt. Der Chronische Grüne Star beginnt unmerklich und führt zur Erblindung. Bald nach dem Ersten Weltkrieg verwaltete mein Vater ein Waldgut nahe der neuen deutschen Grenze. Im Sommer ging er nach Gutsherrenart in den riesigen Forsten auf die Pirsch. Da verfehlte er einen Rehbock. Das kann dem besten Schützen einmal passieren. Am nächsten Tag spazierte ein anderer Bock nach dem Schuß unverletzt davon. Das Gewehr ist kaputt, meinte der Vater, nahm eine andere Büchse und schoß zum dritten Mal daneben. Also – so schloß er – ist mein rechtes Auge kaputt, und fuhr nach Breslau (Wroclaw), der nächstgelegenen Universitätsstadt. Der Professor rettete mit zwei Operationen einen Rest der Sehkraft des rechten

Auges und mit wiederholten Kontrollen das noch intakte linke. Daraus ergab sich eine Freundschaft der Familie des Professors Bielschowski mit der unseren, so daß die Tochter und der 22jährige Heinz, der in Berlin Soziologie studierte, nach Novikloster eingeladen wurden.

Damals hatte ich zwei Probleme. Das eine war ein Konflikt mit meinem Vater, wie er bei Jungen in der Pubertät häufig ist. In letzter Zeit hatte sich die Spannung verschärft, als mein Vater von einer Reise nach Italien zurückgekehrt war. Als Landwirt bewunderte er den Duce, weil er die Pontinischen Sümpfe trocken legen ließ (um auf dem gewonnenen Land seine Gefolgsleute, die Centurionen, anzusiedeln), und er lobte ihn, weil er im liederlichen Italien auf *law and order* achtete. Ich konnte Mussolini nicht ausstehen und fand seine Reden, die ich am Radio hörte, hysterisch und lügnerisch.

Mein zweites, weniger drängendes Problem kam ebenfalls aus dem Radio, das man zu meinem Verdruß in der Bibliothek eingerichtet hatte, wo ich gerne in Ruhe gelesen hätte. Ein anderer Redner ließ sich vernehmen, der mir Rätsel aufgab; er

80

war ähnlich wie der Duce, eher aber wie dessen Karikatur. » Das ist ein Pojazl«, sagte ich zu Heinz – so nannte man im Österreichischen einen Hanswurst – »ich glaube, den braucht man nicht ernst zu nehmen.«

Für einen Sechzehnjährigen, der auf dem Lande aufwächst, ist ein Zweiundzwanzigjähriger, der in der Großstadt studiert, eine Autorität. Heinz holte ein Buch aus dem Gastzimmer: *Mein Kampf* von Adolf Hitler.

»Lies das, du mußt alles ernst nehmen, er wird tun, was er schreibt. Niemand kann ihn daran hindern.«

Als Heinz vorzeitig heimreiste, weil er irgendwelche Wahlen in Deutschland nicht versäumen wollte, hatte ich das Buch nicht zu Ende gelesen; ich besorgte es mir. Im gleichen Jahr ging ich mit slowenischen jungen Leuten, die so dachten wie Heinz, in der Kleinstadt Celje an meine erste Demonstration. Wir nannten uns »Komitee zum Schutz der Nordgrenze«.

Bald gab es untrügliche Beweise dafür, daß Heinz recht hatte. Er war ein guter Sohn. Professor Bielschowski verbrachte seine alten Tage im Kreis seiner Familie als *research professor* in Princeton, statt in Auschwitz zu enden, wie es der Führer ihm und seinesgleichen bestimmt hatte. Hitlers Buch besitze ich längst nicht mehr, an den Inhalt kann ich mich kaum erinnern; er ist von der Geschichte aufgesogen worden und hat sich in den Katastrophen unseres Jahrhunderts materialisiert.

Eric Hobsbawm schreibt zu Beginn des Kapitels über »Die goldenen Jahre« - so nenne ich diesen Spot -: »[...] den meisten Menschen ergeht es wie Historikern: Erst im Rückblick erkennen sie die Zusammenhänge ihrer durchlebten Erfahrungen.«

Im Frühjahr 1952 erkannte ich »schlagartig«, daß ein Boom kommen würde. Ich hatte lange genug in Spitälern gearbeitet, wollte nun endlich eine Praxis als Nervenarzt eröffnen und tat mich mit dem Kollegen Fritz Morgenthaler zusammen. Wir benötigten ein Anfangskapital. Von Banken war kein Kredit zu haben, denn wir hatten weder eine Sicherstellung noch reiche Verwandte und erst recht kein Bargeld. Das waren Sorgen.

Da hatte ich eine Idee: Erfolgreiche Kapitalisten werden wissen, ob es an der Zeit ist, in unser Unternehmen zu investieren. Fritz kannte den Direktor eines Großunternehmens, ich einen Rechtsanwalt, der als Treuhänder große Vermögen verwaltete. Wir besorgten eine Erklärung des Treuhänders, daß er gewillt sei, in die Praxis der beiden jungen Ärzte 25'000 Franken zu investieren, falls der Industrielle das gleiche täte. Der Treuhänder bekam eine gleichlautende Erklärung des Industriedirektors, und wir bekamen das Darlehen von 50'000 Franken, mit 6% Jahreszins auf unbestimmte Zeit. Fritz und ich mußten je eine Lebensversicherung zu Gunsten unseres Geldgebers abschließen. Die Herren wußten, daß eine nervenärztliche Praxis konjunkturabhängig ist. Sie rechneten damit, daß wir Erfolg haben würden. Meine Geldsorgen waren weg.

Die Darlehen konnten wir schon nach zwei Jahren zurückzahlen. Die Herrn bedauerten dies und gratulierten uns. Die »Goldenen Jahre« hatten begonnen.

81

Den nächsten Spot nenne ich »Unabhängigkeitskriege in Afrika«.

Großbritannien hatte das indische Kolonialreich bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in die Unabhängigkeit entlassen, die Niederlande wurden im Jahr 1948 aus dem indonesischen Inselreich vertrieben. Wer dachte noch an die Länder des Commonwealth in Afrika oder an die afrikanischen Kolonien Frankreichs, die General de Gaulle großzügig und berechnend in die Communauté Française eingebunden hatte. In Europa: der Kalte Krieg und *prosperity*.

Die Nürnberger Gesetze hatten den Berliner Medizinstudenten Heinrich Neumann zur Flucht in die Schweiz gezwungen. Er legte das Universitätsexamen für Ausländer ab und war nach zehn Jahren ein hervorragender Chirurg. Er wurde unser Freund; wir nannten ihn Nepomuk. Sein übles Schicksal war uns gewogen. Wegen des Kalten Krieges hat die Eidgenossenschaft den staatenlosen Kollegen, der nicht in die Bundesrepublik wollte, ausgewiesen, statt ihn einzubürgern. Nepomuk mußte sich als Arzt der Basler Mission in der britischen Kolonie Gold Coast – später Ghana – verpflichten. Zu Neujahr 1954 lud er uns »zu einem Nachtessen« nach

Akim Oda im Ashantiland ein, wo er ein Buschspital leitete. Freund Fritz machte mit, wir kauften einen ausrangierten *military jeep*, und Nepomuk schrieb: »Ich habe immer gewußt, daß ihr genug verrückt seid. Bleibt doch einige Wochen bei uns. Die Sahara sei euch gnädig.«

Morgenthalers Mutter war besorgt, wie es damals jede Mutter gewesen wäre, deren Sohn in den dunklen Erdteil aufbrach. Weil sie eine Dame der Gesellschaft war, fragte sie einen Diplomaten in Algier um Rat. Der gab zur Antwort: »Madame, c'est le moment le plus inopportun pour une telle entreprise...« (das ist der ungeeignetste Moment für ein solches Unternehmen).

Als wir in Algier landeten, waren im Aurès-Gebirge südöstlich der Stadt Unruhen ausgebrochen – der Auftakt zum langen und blutigen Krieg der algerischen Befreiungsfront gegen die Kolonialmacht Frankreich. Ohne diese Warnung hätten wir in der Stadt Algier, von wo wir mit unserem Jeep in die Sahara losfuhren, nichts vom Beginn der Unabhängigkeitskämpfe in Afrika gemerkt.

Sechs Monate reisten wir durch Französisch und Britisch Westafrika. Die Afrikaner schienen an die koloniale Abhängigkeit gewöhnt zu sein. Das idyllische Leben in den Savannen und Regenwäldern konnte uns nicht täuschen. Die in ihren Traditionen lebenden Völker würden den Eintritt in die Moderne mit dem Verlust ihrer Eigenart bezahlen müssen. Wir begannen unsere ethnopsychanalytischen Studien zehn Jahre, bevor die zivilisierten Völker Europas die Probleme in der Dritten Welt überhaupt wahrnahmen.

Von der »Hungersnot in der Sahel« - dem nächsten Spot - bekamen wir das Signal einige Jahre bevor die meteorologische Dürre hereinbrach.

Im Jahr 1957, sechzehn Jahre vor der Hungerkatastrophe in der Sahelzone, waren wir im Süden Mauretaniens unterwegs. Das Land war ein irdisches Paradies. Die

82

weißgoldenen Wiesen leuchteten heller als der tiefblaue Himmel, in den Oueds standen Akazien und die dunkelgrünen Sträucher der wilden Feige. Zarte Gazellen und Satteltgazellen mit lyrenförmigern Gehörn weideten mitten unter den Herden der Nomaden. Unzählige Perlhühner, Trappen und andere große Vögel und Familien von Warzenschweinen grasten friedlich, stattliche Strauße, oft gefolgt von einer Schar Küken, kreuzten unseren Weg, gegen Abend auch Schakale und Hyänen.

Die Beamten der Kolonialmacht wußten, daß ihre Tage in Afrika gezählt waren. Wenigstens etwas wollten sie für die armen Hirtenvölker in dem trockenen Land getan haben, damit die Jahre der Herrschaft Frankreichs in guter Erinnerung blieben. Sie ließen Brunnen graben, dafür gab es Kredite. Die Nomaden konnten mehr Vieh halten, größere Ziegenherden, sogar Kamele. Geduldig

warteten die Tiere, bis sie an der Reihe waren und trinken durften. Um jeden neuen Brunnen war das Gras zertrampelt, im kreisrunden Warteraum der Herden lag der ockerfarbene Lehmboden bloß und verwandelte sich allmählich zu rötlichem Lateritstein.

Als wir im Jahr 1971 durch die gleiche Gegend kamen, war sie nicht wiederzuerkennen. Das weißgoldene Gras war verschwunden, die Büsche blattloses Gestrüpp, der Boden harter Laterit; die ersten kleinen Sanddünen. Kein Tier mehr, keine Herden. Geier kreisten hoch über der Wüste. Was war geschehen? Wir nahmen einen jungen Mann mit, dessen Wagen eine Panne hatte. Es war der Landwirtschaftsminister der Republik Mauretanien, die seit elf Jahren unabhängig war. Er klärte uns auf.

Die Regierung des endlich freien Mauretanien fand in dem kargen Land nicht viel vor, um den armen Nomaden das Leben zu erleichtern. Die Entwicklungskredite der Weltbank waren spärlich, erlaubten es aber immerhin, weitere Brunnen zu graben. Die mißtrauischen Scheichs der Nomaden sollten erkennen, daß der unabhängige Staat besser für ihre Leute sorgte als die Kolonialmacht, der sie nachtrauerten. Mehr Brunnen, das hieß mehr, viel mehr Vieh, und Ziegen und Schafe. Die Warteräume der Herden um die Brunnen, die vormals einen Radius von wenigen hundert Metern hatten, maßen jetzt im Durchmesser zwanzig, gelegentlich bis fünfzig Kilometer. Der Minister fügte hinzu: »Sie sehen, die Gazellen, Strauße und Scharrvögel sind verschwunden. Auch die Heuschreckenschwärme meiden das Land. Die Wüste hat einen Gürtel der Sahel erobert, von Ost nach West, der bis fünfhundert Kilometer breit ist. Wasser für die Herden gab es im Überfluß. Dann sind die Weidetiere verhungert, weil kein Gras nachwuchs. Die Nomaden mußten nach Süden ausweichen.« »Jetzt sind die Menschen dran«, dachten wir: Zwei Jahre vor der Trockenheit in der Sahel war die Hungerkatastrophe da – menschengemacht.

Afrika ist weit weg, der Hunger in der Sahel ist beinahe vergessen, von der Katastrophe zeugt das weite Gebiet, in das die Wüste siegreich vorgedrungen ist.

»Krieg in Jugoslawien, von Kosovo bis Dayton« heißt der letzte Spot, den ich aufzeichne; das Signal kam gegen Ende des 20. Jahrhunderts.

Ende September 1984 fuhren wir mit unserem kleinen Alfa Romeo Kabriolett auf

83

der Heimreise aus Griechenland durch den Süden Jugoslawiens. Wir machten Halt in Prishtina, dem Hauptort der autonomen Region Kosovo. Das noble Hotel in einem Hochhaus mitten in der Stadt war verwahrlost, das Personal entlassen. Vom Fenster unseres Zimmers sah man gerade auf die Polizeistation, wo ein Dutzend Überfallwagen in Bereitschaft standen. Benzin, das in ganz Jugoslawien erhältlich war, gab es in Kosovo nicht. Am nächsten Tag auf der Fahrt nach Pec, 85

Kilometer Hauptstrasse, wurden wir fünfmal angehalten und nach Waffen durchsucht, dreimal von Polizei- und zweimal von Militärpatrouillen. Das ältere Paar aus der Schweiz war auf albanische Subversion verdächtig. Die Polizisten und Militärs sprachen serbisch.

In Belgrad besuchten wir unseren Freund aus der Zeit des Befreiungskrieges, den pensionierten General der Sanität Gojko Nikolis. Er war Serbe, Spanienfreiwilliger, Träger der höchsten Auszeichnung »Held des Volkes« und seit Beginn der achtziger Jahre Mitglied der Serbischen Akademie. Wir erzählten von unseren Erfahrungen. Es war offensichtlich, daß der serbisch dominierte Staat die Albaner, die 90 % der Bevölkerung der Provinz ausmachten, mit polizeilich-militärischen Mitteln unterdrückte. Mein Freund Gojko meinte: »Ja, wir sind dabei, uns künstlich ein Nordirland-Problem zu schaffen, und wir werden es nie mehr loswerden. Vielleicht werden wir alle daran zugrunde gehen.«

In den folgenden Jahren mutierte der Sozialismus im Titostaat zum National-Kommunismus, der sich bald National-Sozialismus nannte. Nikolis hat 1985 dem Bund der Kommunisten sein Parteibuch zurückgeschickt, ist im Herbst 1991 nach Frankreich emigriert und ist 1995 in einem französischen Dorf gestorben.

Im Jahr 1988 haben wir in einem ersten Artikel vor dem Krieg gewarnt, den die serbische Nomenklatur entfesseln würde. In meinem Erinnerungsbuch habe ich unter dem Datum des 1. März 1989 geschrieben: »Eine mächtige faschistische Bewegung ist in dem Staatengebilde entstanden, das vor mehr als vierzig Jahren aus dem antifaschistischen Kampf hervorging.« Der Krieg ist zwei Jahre später ausgebrochen, zuerst gegen Slowenien, dann zerstörte die Volksarmee ein Drittel der Kroatischen Republik, im April 1992 wurde Bosnien-Herzegowina überfallen; Krieg und »ethnische Säuberungen« wüteten. Erst als alles Unglück geschehen war, Hunderttausende gefallen oder ermordet, Millionen vertrieben, Bosnien und weite Teile Kroatiens verwüstet, griff die Nato ein. Mit dem Abkommen von Dayton kamen die Kämpfe zum Stillstand.

Wie konnte es geschehen, daß die Zeichen der Geschichte nicht wahrgenommen wurden? In der Welt des Westens, vertreten durch die Europäische Union, die vereinten Nationen und die Vereinigten Staaten von Amerika, wußte man sehr wohl, was geschah. Von korrupten nationalistischen Politikern gesteuerte Cliques in Serbien und Kroatien setzten ihre Machtgelüste durch, wie einst Hitler und seine Bande im Dritten Reich. Das wollte man nach dem Ende des Kalten Krieges nicht wahrhaben. Von den westlichen Politikern und Vermittlern wurde ein Arsenal von Lügen aufgeboten und verbreitet, um die schrecklichen Ereignisse, die uns jahrelang, Tag für Tag, über Bildschirm und Zeitungen ins Haus kamen, umzudeuten

und zu verleugnen. Die Signale waren zu einem Geschichtsbild transformiert worden. Ich könnte noch viele Spots liefern, doch nicht unendlich viele. An manche Signale kann ich mich nicht erinnern. Andere sind in mein persönliches Geschichtsbild aufgegangen, so daß ich nicht mehr unterscheiden kann, wie die Botschaft gelautet hat.

Das Geschichtsbild, das in die »große Politik« eingeht und von ihr abzuleiten ist, darf nicht mit den Signalen verwechselt werden, die man subjektiv wahrnehmen kann. Wenn mich ein Auto überfährt, nenne ich das nicht ein Verkehrssignal.

Am Beispiel der »Schweiz im Zweiten Weltkrieg« ist der Unterschied zwischen der unmittelbaren subjektiven Erfahrung von Geschichte und einem Geschichtsbild leicht aufzuzeigen. Seit mehr als einem Jahr wird der Eidgenossenschaft ihre »unbewältigte Vergangenheit« vorgehalten.

Tatsächlich war es der offiziellen Schweiz, nicht ohne Mithilfe der siegreichen Alliierten, gelungen, den Mythos der untadeligen, neutralen, zur Abwehr bereiten Eidgenossenschaft an die Stelle von Tatsachen zu setzen und während Jahrzehnten aufrechtzuerhalten. Doch hat ein beachtlicher Teil der Bevölkerung, wie ich selber, während der Dauer des Krieges unmittelbar beobachtet und miterlebt, was heute »aufgedeckt« wird. Nach 1945 haben Schweizer Historiker, Schriftsteller und Künstler öffentlich angeprangert, was im offiziellen Geschichtsbild keinen Platz hatte: Deutsches Raubgold in Schweizer Banken, wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Dritten Reich, Rückweisung jüdischer Flüchtlinge an den Grenzen in den sicheren Tod, unter der lügnerischen Devise »Das Boot ist voll« - es war nicht voll!

Im Dienste der Staatsräson hat sich ein Geschichtsbild über die Erfahrung hinweggesetzt und etabliert. Das geschieht immer, nicht nur in Zeiten des Krieges. Wie eine Produktion mythischer Geschichte vor sich geht und warum es dazu kommt, das sind Fragen, die ich nur erwähne, ohne auf sie eingehen zu können. Jedenfalls existiert das Phänomen schon lange und ist nicht erst im Zeitalter des Fernsehens entstanden.

Ich trauere um das Jahrhundert, das zu Ende gegangen ist. Das ist nicht zynisch gemeint, weil es das meine war, das einzige, das ich hatte. Mit einer guten Ausstattung versehen und mit glücklichen Zufällen, die ich zu ergreifen wußte, hatte ich ein schönes Leben. Daß mein Lebensgefühl auch in dunklen Zeiten immer gut war, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß mir vom Zeitgeschehen immer genügend Signale zugekommen sind. Wissen, was vorgeht, verstehen, was die anonymen Kräfte mit uns spielen und uns zufügen, mildert das Gefühl der Ohnmacht, das geschichtliche Ereignisse in uns hervorrufen. Als Individuen sind wir meist machtlos. Es hilft uns nicht, zu wissen, daß wir als Spezies Mensch unsere Geschichte machen. Wenn wir erkennen und durchschauen, was vorgeht, sind wir noch längst nicht Herrn des

Schicksals, aber auch nicht mehr blindlings ausgeliefert. Das Jahrhundert hätte noch ekelhafter und tückischer sein können, als es war. Dennoch bin ich traurig, daß es zu Ende ist.

Gewiß gibt es bereits Signale des neuen Jahrhunderts. Ich kann sie nicht in Spots

85

fassen. Es ist mir nicht einmal klar, ob das 21. Jahrhundert oder das 3. Jahrtausend bereits im Gang ist, oder ob es noch nicht richtig angefangen hat. Die Signale, die ich bis heute wahrgenommen habe, sind grauenvoll. Sie erschrecken mich nicht. Das abgelaufene Jahrhundert hat mich gut vorbereitet.